

Wolfgang Scheel

Geschlechtstypische Männlichkeit – überwiegend ein Konstrukt

ALS ICH MIR beim internationalen queeren Filmfestival »Verzau-
bert« im April 2008 in München den japanischen Lesbenfilm »Love my
life« (mit immerhin auch einer nicht ganz unwichtigen schwulen Rolle) und
2009 den sehr romantisch-liebevoll-rührenden kanadischen Lesben-Film »To
Each Her Own« anschaute, war ich unter mehreren hundert Lesben einer der
weniger als fünf männlichen Zuschauer.¹ Ich behauptete, dass es dafür keine
rationalen Gründe gibt. Ein rationaler Grund für die schwul-männliche Ab-
wesenheit wäre das angenehme erotische Gefühl, das die Betrachtung eines
schönen Menschen des gleichen Geschlechts auslöst. Aber mit Sicherheit
spielt bei vielen Besuchern des queeren Filmfestivals auch das Interesse an
allgemeinen Fragen gesellschaftlicher Akzeptanz für Queers eine Rolle.² So
war der Film »Suddenly, last Winter« (mit nicht überdurchschnittlich attrak-
tiven Personen) über den schwierigen Kampf für queere Gleichberechtigung
in Italien durchaus gut besucht.³

Ich werde in diesem Artikel nachzuweisen versuchen, dass der fast durch-
gängige »Boycott« eines Lesbenfilms durch Schwule gut durch ein künstlich
konstruiertes Selbstbild erklärt werden könnte, das die eigene Identität und
die eigenen Eigenschaften stark an das körperliche (hier: männliche) Ge-
schlecht koppelt und sich damit vermeintlich im Gegensatz sieht zu Per-
sonen mit einem anderen (hier: weiblichen) körperlichen Geschlecht und
zu deren Identität und Eigenschaften. Dies entspricht der traditionellen Sicht
von Männlichkeit (und Weiblichkeit), und von ihr haben sich offensichtlich

1 LOVE MY LIVE (Rabū mai raifu), Japan 2006, Regie: Koji Kawano. TO EACH HER OWN, Kanada 2008, Regie: Heather Tobin.

2 Mit »queer« bezeichne ich in diesem Artikel jemand, der im Bereich der sexuel-
len Orientierung zu einer Minderheit gehört.

3 SUDDENLY, LAST WINTER (Improvvisamente l'inverno Scorso), Italien/Deutschland
2008, Regie: Gustav Hofer, Luca Ragazzi.

auch viele Schwule noch nicht gelöst. Ich möchte in diesem Aufsatz diese Sicht von Männlichkeit als irrational und künstlich konstruiert nachweisen und damit dekonstruieren.

In diesem Sinne hatte ich bei der vorbereitenden Redaktionssitzung gegen das Hefthema »Männlichkeit« gestimmt, weil ich meine, dass es kaum »männliche« Eigenschaften gibt, die signifikant mit dem männlichen Körper und damit auch mit schwulen Personen korrelieren.

Zur Durchführung einer genauen Argumentation sollen aber zunächst einmal die Begriffe und ihre Begriffsfelder geklärt werden. Sodann werde ich die wenigen wissenschaftlich nachgewiesenen Eigenschaften nennen, die mit einem bestimmten körperlichen Geschlecht unter allen Bedingungen (d. h. allen kulturellen oder soziologischen Faktoren) korrelieren. Aus diesem Grund stütze ich mich hier auf biologische, medizinische und psychologische Forschungsergebnisse. Danach wird die empirische Beobachtung dargestellt, dass nun gerade



Queers diejenigen sind, die diese schon sehr geringe Korrelation durchbrechen und in ihrer Bedeutung weiter eingrenzen. Damit sind dann in einem weiteren Schritt praktisch alle Männlichkeits-Stereotypen dekonstruiert, die den Menschen durch Gesellschaft, Kultur und Religion teilweise aufgezwungen wurden. Das hindert aber nicht daran, in einem nächsten Schritt über neue Eigenschaftsgruppen nachzudenken, die Menschen ähnlichen Verhaltens zusammenfassen, aber unabhängig von der Art des Körpers gebildet werden. Dies bliebe auch dann sinnvoll, wenn sich die emanzipatorische Sichtweise menschlicher Verhaltenseigenschaften überall – auch bei den Schwulen – vollständig durchgesetzt hat.

1. Begriffsklärungen

»Männlichkeit« (und dementsprechend »Weiblichkeit«) gibt es als körperliches Merkmal oder körperliches Geschlecht, als Sexus. Mit ihm eindeutig verbunden sind bei jedem Individuum, jedem Teil der Geschlechtsgruppe die geschlechtsspezifischen Eigenschaften. »Geschlechtsspezifisch sind (...) Funktionen (...) im Prozeß der biologischen Reproduktion, also (...), daß nur biologische Frauen menstruieren.«⁴ Es handelt sich hier also um die sogenannten primären Geschlechtsmerkmale, auch Geschlechtsorgane genannt. Hinzu kommen im Bereich des Körpers die sekundären Geschlechtsmerkmale, z. B. der Bart beim Mann oder der Busen und eine breitere Hüfte bei der Frau. Sie treten aber – anders als die primären, geschlechtsspezifischen Merkmale, die eindeutig vorhanden sind oder fehlen – graduell in unterschiedlicher Intensität auf, so dass es hier auch fließende Übergänge zum anderen körperlichen Geschlecht gibt (z. B. männlicher Körper mit Busen, Frau mit Bartwuchs).

Als »Mann« und »Frau« werden hier Personen bezeichnet, deren Körper die entsprechenden geschlechtsspezifischen Eigenschaften haben. Im Hinblick auf das körperliche Geschlecht, den Sexus lassen sich fast alle Menschen klar in männlich und weiblich einteilen – je nach ihren Geschlechtsorganen.⁵ Fast alle Menschen wollen auch einen Körper mit eindeutig geschlechtsspezifischen Eigenschaften, auch Transsexuelle, die ja den – eindeutigen – Gegenkörper zu ihrem Geburtskörper anstreben. Eine Ausnahme bilden Intersexuelle, die sich mit ihrem Körper gegensätzlicher Geschlechtsorgane identisch fühlen. Aber diese Minderheit stellt nicht die These des Artikels in Frage, dass es fast keine Korrelation zwischen einem – wie auch immer gearteten – Körper und bestimmten Verhaltenseigenschaften gibt.

»Männlichkeit« (und »Weiblichkeit«) gibt es auch als soziales Geschlecht, als Gender, als Beschreibung bestimmter Verhaltensmuster. Diese werden auch tertiäre Geschlechtsmerkmale genannt. Dabei haben Untersuchungen gezeigt, dass in ganz unterschiedlichen Nationen zur gleichen Zeit und auch

4 Bosinski, Hartmut A. G.: Geschlechtlichkeit und Sexualität unter dem Aspekt der Biopsychosozialität des Menschen – Ein Versuch, in: Wessel, Karl-Friedrich/Bosinski, Hartmut A.G (Hgg.), Interdisziplinäre Aspekte der Geschlechterverhältnisse in einer sich wandelnden Zeit, Bielefeld 1992, 121–142, 126.

5 Bei den Lebewesen allgemein sind natürlich die Art von Geschlechtsorganen, die für den Menschen oder allgemeiner die Säugetiere typisch sind, eine Ausnahme. Das biologische, für alle Lebewesen gültige und deshalb sehr allgemeine geschlechtliche Unterscheidungskriterium wird »über die Gameten (Geschlechtszellen) definiert. Weibchen sind diejenigen Organismen, die wenige, unbewegliche und große Gameten produzieren, während Männchen eine relativ große Anzahl kleiner, beweglicher Gameten produzieren.« (Ebeling, Smilla: Das Sexualverhalten von Tieren als Legitimationsbasis menschlicher Sexualität, in: Dies., Weiß, Volker (Hgg.): Von Geburt an homosexuell? Biologische Theorien über Schwule und Lesben, Göttingen 2004, 70–80, 72).

zu verschiedenen Zeiten den beiden Geschlechtern sehr viele gleiche Eigenschaften, Stereotype zugeschrieben werden: »Dabei ist das männliche Stereotyp gekennzeichnet durch Aktivität, Stärke und Fähigkeiten, Durchsetzungsfähigkeit und Leistungsstreben. Das weibliche Stereotyp enthält Eigenschaften von Emotionalität (wie z. B. freundlich, sanft und weinerlich) und von Soziabilität (einfühlsam, hilfsbereit, sozial umgangsfähig, anpassungsfähig), von Passivität und praktischer Intelligenz.«⁶ Die große Mehrheit der Befragten in 24 oder sogar 25 der befragten 25 Länder nannte übereinstimmend folgende Stereotype für die Geschlechter: *männlich* heißt abenteuerlustig, aggressiv, dominant, robust, selbstherrlich, stark, unabhängig; *weiblich* bedeutet liebevoll, einfühlsam, gefühlvoll, unterwürfig.⁷

Verhaltens-/Gender-Eigenschaften, die mit einem bestimmten körperlichen Geschlecht einhergehen, nennt man in der Fachsprache »geschlechtstypische Eigenschaften«. Gibt es viele geschlechtstypische Eigenschaften, bedeutet dies, dass ein bestimmtes körperliches Geschlecht mit einem bestimmten sozialen Geschlecht verbunden ist. Es »sind geschlechtstypische Unterschiede statistisch-deskriptiver Natur«,⁸ die einen Durchschnittswert (»Mittelwertunterschiede«⁹) beschreiben, so dass ein Individuum der einen Gruppe durchaus dem Durchschnittswert der anderen Gruppe näher sein kann. Die traditionell-konservative Sicht behauptet natürlich, dass alle Eigenschaften, die das Genderbild »Männlichkeit« oder »Weiblichkeit« umfasst, geschlechtstypische Eigenschaften sind, also mit jeweils einem bestimmten körperlichen Geschlecht verbunden sind, und sie bildet so die oben genannten Stereotypen heraus.

2. Wenige statistisch-signifikante geschlechtstypische Eigenschaften

»Die seinerzeit mit großem Enthusiasmus aufgenommenen Berichte von Margaret Mead (1979) über die angeblich totale kulturelle Relativität der Geschlechterrollen gelten inzwischen als widerlegt.«¹⁰ So gibt es in der Tat einige wenige Eigenschaften, die auch wissenschaftlich-empirisch signifikant mit dem biologischen Geschlecht korrelieren, so dass in kleinen Verhaltenssegmenten¹¹ eine Zuordnung von »Männlichkeit« und »Weib-

6 Alfermann, Dorothee: Geschlechterrollen und geschlechtstypisches Verhalten, Stuttgart/Berlin/Köln 1996, 14.

7 Ebd., 16f.

8 Bosinski: Geschlechtlichkeit, 127.

9 Ebd., 128.

10 Bosinski, Hartmut A. G.: Determinanten der Geschlechtsidentität. Neue Befunde zu einem alten Streit, in: Sexuologie. Zeitschrift für sexualmedizinische Fortbildung und Forschung 7 (1/2000), 96–140, 115.

11 Ganz unwichtig für diesen Artikel sind geschlechtstypische körperliche Eigenschaften, z. B.: »Durchschnittlich (...) sind Männer in allen Kulturen ca. 8–10 cm

lichkeit« zum körperlichen, biologischen Geschlecht berechtigt ist. Wissenschaftlich begründet können dann solche Aussagen getroffen werden,

- wenn die Eigenschaftskorrelation sich »zu verschiedenen Zeiten, in Kulturen und Ethnien unterschiedlicher Entwicklungshöhe und mit verschiedenen kulturellen Regelungen für den Umgang der Geschlechter«¹² findet
- und sich »findet (...) bei anderen Säugetierarten, (...) und/oder (...) dort durch definierte biologische Variationen (...) veränderbar«¹³ ist;
- wenn (z. B. die Unterproduktion weiblicher Hormone bei Mädchen mit AGS-Syndrom) »beim Menschen biologische Veränderungen (...) mit einer Veränderung«¹⁴ der geschlechtstypischen Eigenschaften einhergehen.

Es gibt solche wissenschaftlichen Beweise vorgeburtlicher, »biologischer Prädispositionen (...) einiger (...) geschlechtstypischer Unterschiede: Der *spatial abilities*, des aggressiven und des prosozialen Verhaltens«.¹⁵

- a) Die größeren räumlichen Wahrnehmungs-Fähigkeiten (*spatial abilities*) der Männer tragen für unser Thema nichts bei.
- b) »Männer zeigen durchschnittlich mehr unproviziertes (!) fremdverletzendes Verhalten als Frauen.«¹⁶ Dieses Ergebnis allerdings »kommt vor allem dadurch zustande, dass wesentlich mehr Männer als Frauen im Bereich hoher Aggressionswerte vertreten sind.«¹⁷
- c) Es »weisen Frauen durchschnittlich ein stärker gruppenzentriertes und »demokratisches« (...) Verhalten auf (...) und sind stärker auf soziale Interaktion, die dem Wohlbefinden anderer (zumal ihrer und anderer Kinder) dienen, orientiert«.¹⁸

Es gibt also bei einigen wenigen Eigenschaften sehr wahrscheinlich eine biologische, natürlich vorgegebene Ursache, von der her allerdings »kein unilinear Zusammenhang«¹⁹ zur Ausprägung der jeweiligen Eigenschaft festgestellt werden kann. Diese biologischen »Prädispositionen sind ein Möglichkeitsfeld«.²⁰ Es »bedürfen diese Prädispositionen aber auch ermöglichender Faktoren in der Umwelt des Kindes. Beides sind einander nicht

größer als Frauen.« (Bosinski, Hartmut A. G.: Probleme der sexuellen Orientierung aus sexualmedizinischer Sicht, in: Hartmut A. G. Bosinski u. a. (Hgg.): »Eingetragene Lebenspartnerschaft«. Rechtssicherheit für homosexuelle Paare – Angriff auf Ehe und Familie?, Regensburg 2001, 9–15, 11).

12 Bosinski: Determinanten, 117.

13 Ebd., 116.

14 Ebd., 119.

15 Ebd., 129.

16 Ebd., 109.

17 Ebd., 109.

18 Ebd., 109.

19 Ebd., 130.

20 Bosinski: Geschlechtlichkeit, 135.

ausschließende, sondern vielmehr notwendig ergänzende, ja, bedingende, Mechanismen.«²¹ Die Bedeutung biologischer Faktoren ist in jedem Fall beschränkt, denn es »wurde bislang (...) kein einziges Hormon gefunden, das nur bei Männern oder nur bei Frauen auftreten würde.«²² Das bedeutet: Bei »der Entwicklung der Geschlechtsidentität handelt es sich um einen durch interagierende biologische, innerpsychische und soziokulturelle Faktoren bestimmten Entwicklungsprozess.«²³

Es gibt auch Beobachtungen (deren Ergebnis wissenschaftlich noch nicht abschließend bewertet werden konnte) an genetisch-chromosomal eindeutigen Jungen, die z. B. nach frühkindlichem Penisverlust in der Genderrolle eines Mädchens aufgezogen wurden und trotzdem eine Sehnsucht nach dem männlichen Körper entwickelten.²⁴ D. h. als Punkt d) biologisch prädisponierter geschlechtstypischer Unterschiede könnte noch ergänzt werden: die Identifikation der meisten mit dem geburtlich gegebenen, von der anderen Gruppe unterschiedenen Geschlechtskörper.

3. Abweichungen von den geschlechtstypischen Eigenschaften bei Queers – Queers als Vorkämpfer einer Befreiung von Männlichkeits- und Geschlechterstereotypen

Interessanterweise zeigen mehrere²⁵ »Untersuchungen (...), dass Männer und Frauen mit homosexueller Orientierung (auch im Rahmen eines Transsexualismus) in der Kindheit (...) sich in den Bereichen »Aggression« bzw. »prosoziales Verhalten« (...) geschlechts-atypisch verhielten.«²⁶

So wurden in einer 1991 durchgeführten Studie bei transsexuellen Gender Identity Disorder (GID)-Jugendlichen 17 Verhaltensweisen untersucht, die der Aggression ähnlich sind und mit der Bezeichnung »Activity Level/Extraversion«²⁷ zusammengefasst werden: »The boys with gender identity disorder had a lower score than that of the control boys, whereas the girls with gender identity disorder had a higher score than that of the control girls. Moreover, the score of the girls with gender identity disorder was higher than that of the boys with gender identity disorder, whereas for the controls the score of the boys was higher than that of the girls.«²⁸

21 Ebd., 135.

22 Karle, Isolde: »Da ist nicht mehr Mann noch Frau ...« Theologie jenseits der Geschlechterdifferenz, Gütersloh 2006, 101.

23 Bosinski: Determinanten, 132.

24 Ebd., 125–127.

25 Zucker, Kenneth J.; Bradley, Susan J.: Gender Identity Disorder and Psychosexual Problems in Children and Adolescents, New York/London 1995, 189–198.

26 Bosinski: Determinanten, 120.

27 Zucker/Bradley: Gender, 190.

28 Ebd., 191.

Insgesamt zeigen aber die Gender-Abweichungen bei queeren GID-Leuten, dass selbst die wenigen nachgewiesenen geschlechtstypischen Eigenschaften, also die Koppelung des Gender, des sozialen Geschlechts an das biologische Geschlecht, auch nur Durchschnittswerte sind, von denen Menschen so abweichen können, dass sie dem Gender-Durchschnittstypus des anderen biologischen Geschlechts näher stehen. So belegt es das zuletzt genannte Zitat, das aussagt, dass (GID-)Trans-Männer, die mit einem weiblichen Körper geboren wurden, z. B. dem durchschnittlichen Verhalten von Menschen mit einem männlichen Körper näher stehen als Trans-Frauen, obwohl diese mit dem gleichen männlichen Körper geboren wurden.

Natürlich kann diese empirische Beobachtung auch so gedeutet werden, dass bei Transsexuellen eben der Geburtskörper krankhaft ist (wie bei Krebs, wo Leiden verursachende Elemente des Körpers durch Operation beseitigt/verändert werden) und das veränderte körperliche Geschlecht ihr eigentliches ist, wobei dann ihr Verhalten dem Durchschnittswert der Menschen dieses körperlichen Geschlechts nahe kommt und damit dieses bestätigt. Stattdessen ist es aber so, dass die Existenz von Transsexuellen in doppelter Weise das restriktive Vorurteil destruiert, dass das Geschlecht eines Menschen in Körper und Verhaltenseigenschaften letztlich nur zwei vorgegebene Optionen zulässt (Körper mit männlichen/weiblichen Geschlechtsorganen und die dazugehörigen Verhaltens-Stereotype). Zum einen zeigt es, dass das körperliche Geschlecht nicht automatisch durch die Geburt vorgegeben ist, zum anderen zeigt es, dass man aus dem Geburtskörper kaum auf typische Verhaltensweisen schließen kann.

Was die Ursache betrifft, wurde schon gezeigt, dass nur eingeschränkt ein biologischer Grund für die wenigen (nachgewiesenen) geschlechtstypischen Eigenschaften festgestellt werden kann. Das trifft auch auf die transsexuellen GID-Menschen zu: »Regarding children with gender identity disorder, we have adduced evidence for (...) differences in the areas of (...) temperament (activity level and rough-and-tumble play) (...). In all instances, the underlying biological influences (if there are any at all) remain unclear.«²⁹

Queers, Schwule und Lesben haben allein durch ihre Existenz durch all die Jahrhunderte an diesen Stereotypen gerüttelt und haben damit gezeigt, dass die Behauptung durchgängig existierender geschlechtstypischer Eigenschaften verlogen ist, nicht ehrlich und oft auf Rollenzwang und Unterdrückung beruht. Auch in früheren Zeiten schwerer Verfolgung haben zumindest einige Queers sich nicht von den festgefügtten zwanghaften Vorstellungen von »männlich« und »weiblich« fesseln, verbiegen und entfremden lassen. Zum Beispiel legten einige Schwule als Männer, vor allem in der Rolle des tuntigen, femininen Schwulen, ein sanftes, weiches Gender-Verhalten an den Tag, während einige Lesben als Frauen, vor allem in der Rolle der Butch, ein hartes, starres, kämpferisches, extrovertiertes Gender-Verhalten zeigten.

Diese für die Verhaltenseigenschaften des einzelnen Menschen befreiende Sichtweise, die die Gendertheorie vertritt, wurde nun von Papst Benedikt XVI. in einer Weihnachtsansprache 2008 kritisiert: »Was in dem Begriff »Gender« vielfach gesagt und gemeint wird, läuft letztlich auf eine Selbstemanzipation des Menschen von der Schöpfung und vom Schöpfer hinaus.«³⁰ Ja, in der Gendertheorie geht es um die Selbstemanzipation des Menschen, aber nicht um eine Emanzipation weg von Gott, dem Schöpfer, sondern hin zum Schöpfungswerk Gottes, in dem wir Menschen mit so unterschiedlichen, vielfältigen Eigenschaften von Gott geschaffen wurden. Bei welchem Fest wird es deutlicher als zu Weihnachten, dass Gott Mensch wird und den empirischen Menschen annimmt. Somit ist seine Selbstemanzipation christlich und gibt dem menschengewordenen Gott die Ehre. Da diese Vielfalt des Genderverhaltens – oben – empirisch-wissenschaftlich dargelegt wurde, erweist sich die päpstliche Auffassung ein weiteres Mal als weltabgewandte Ideologie, die mit der Kritik an der Selbstemanzipation nichts anderes als den Kampf des Menschen gegen seine empirische Natur fordert und damit – seelsorgerlich gesprochen – seelische Selbstaggression und Selbstzerstörung.

Aber es sprechen nicht nur wissenschaftlich-empirische Argumente gegen Papst Benedikt XVI.: Bei Jesus selbst und im biblischen Zeugnis finden wir dieses Aufbrechen geschlechtstypischer Eigenschaften. Zum Beispiel bricht Jesus in Mk 3,31–35 mit dem für den ältesten Sohn vorgesehenen Stereotyp. »Jesus hat mit seinem Familienverband gebrochen, obwohl er nach herrschender Sitte als Ältester von acht Geschwistern nach dem Tode des Vaters für seine Familie hätte sorgen müssen.«³¹ In »seinem Leben liegt etwas wie Dynamit, das soziale Schranken und Geschlechtertrennung einmal aufheben kann.«³² In Lk 10,39–42 sehen wir: Wie »selbstverständlich durchbrechen (...) Frauen die herrschende Sitte, indem sie sich wie Schüler aufführen.«³³ Das bestätigt auch Paulus in »Galater 3,28c mit seiner Durchbrechung von Gendergrenzen«³⁴: »Es gibt nicht mehr (...) Mann und Frau; denn ihr seid alle »einer« in Christus Jesus.« In 1 Kor 12,12–27 wird die mannigfaltige Pluralität als Ausdruck der Schöpfungsvielfalt (Vers 24) genannt. Schließlich finden wir in einer jüngeren biblischen Schicht ebenfalls ein Durchbrechen der Geschlechterstereotypen: Es gab eine »eigenständige Frauentradition in den kleinasiatischen johanneischen Gemeinden«³⁵, was sich z. B. in Joh 4,27

30 Papst Benedikt XVI.: Ansprache an die Kurie beim Weihnachtsempfang 2008 (http://storico.radiovaticana.org/ted/storico/2008-12/254430_papst_ansprache_an_die_kurie_beim_weihnachtsempfang_2008_-_volltext.html vom 04.01.2010).

31 Moltmann-Wendel, Elisabeth: Freiheit – Gleichheit – Schwesterlichkeit: Zur Emanzipation der Frau in Kirche und Gesellschaft, München 1977, 12.

32 Ebd., 13.

33 Ebd., 13.

34 Karle: Mann, 101.

35 Ebd., 27.

zeigt; ebenso auch in Joh 13,1–17: »Auch die Fußwaschung, die Jesus an seinen Jüngern ausübt – eigentlich ein Intim-Dienst der Frau an ihrem Mann, von dem nur Johannes erzählt – scheint Symbolhandlung für die neue Ordnung zu sein: der Meister übernimmt die dienende Rolle der Frau.«³⁶ »Menschen dürfen deshalb im Namen Christi nicht mehr auf überkommene geschlechtstypische Lebensformen festgelegt werden.«³⁷

Queers, die schon lange Vorkämpfer einer Sicht des Menschen und seiner Verhaltensweisen sind, nach der der Mensch unabhängig von seinem biologischen Geschlecht beurteilt wird, können sich zwar nicht auf den Papst, aber auf Jesus Christus berufen.

4. Die Unabhängigkeit des sozialen (gender) vom körperlichen Geschlecht – Dekonstruktion von Männlichkeits-Stereotypen

Die wenigen wissenschaftlich erwiesenen geschlechtstypischen Eigenschaften, die durch die abweichenden Eigenschaften von Queers noch einmal in ihrer Aussagekraft eingeschränkt werden, können also in keiner Weise den beobachteten »Lesben-Film-Boykott« erklären, in dem Sinne, dass Männer ihre Persönlichkeits- und Lebensart nur in Männer-(Schwulen-)Filmen wiederfinden würden (was wegen der abweichenden Eigenschaften ja noch viel weniger für queere Männer gelten würde). So ein Verhalten lässt sich viel schlüssiger erklären und destruieren aufgrund eines Selbstbildes, das eben in Restbeständen auch bei Schwulen (und Lesben) auf einer Identität, starren Genderfixierungen und Rollenbildern beruht, die an das körperliche Geschlecht gekoppelt sind.

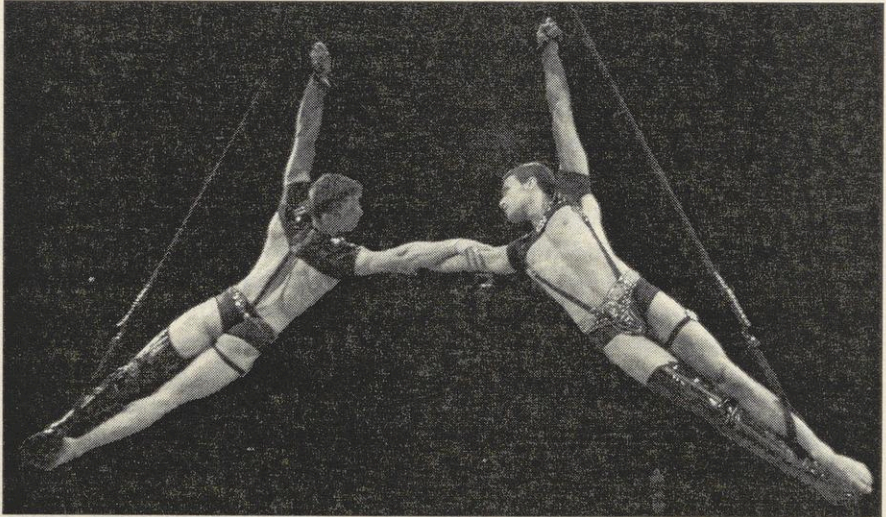
Das Gegenteil aber hat sich als wissenschaftlich wahr erwiesen: »Im Bereich des Denkens, Fühlens und Verhaltens haben umfangreiche Untersuchungen der letzten dreißig Jahre indes nur recht wenige geschlechtsspezifische Gruppenunterschiede gefunden.«³⁸ Es »lassen sich in einer großen Breite psychologischer Merkmale, die individuell an männlichen und weiblichen Personen erhoben werden, nur geringe oder gar keine konsistenten Geschlechterunterschiede nachweisen. Und auch wenn konsistente Geschlechterunterschiede gefunden werden, wie im aggressiven und hilfreichen Handeln, klären sie nicht mehr als 10% der Varianz auf.«³⁹ Letztere Analyse bezieht sich zum Beispiel darauf, dass der höhere Aggressionswert gar nicht allgemein typisch für die Mehrheit der Männer ist, sondern dass der höhere Durchschnitt nur durch eine kleine Zahl von Männern zustande

36 Ebd., 27.

37 Karle: Mann, 239.

38 Bosinski: Probleme, 11.

39 Alfermann: Geschlechterrollen, 8.



kommt, die im höchsten Aggressionsbereich bei weitem die Zahl der Frauen überwiegen.

Fast alle der oben aufgezählten Eigenschaften, die traditionell einem bestimmten körperlichen Geschlecht zugeschrieben werden, erwiesen sich als Klischees und Stereotypen, die nicht der empirischen Wirklichkeit entsprechen. Insofern können wir – mit Ausnahme der wenigen geschlechtstypischen Eigenschaften – gut begründet sagen: Die Gruppe der Männer (Menschen mit einem männlich-geschlechtsspezifischen körperlichen Geschlecht) und dementsprechend als Teilmenge davon die Gruppe der Schwulen hat nur wenige gemeinsame Merkmale, die sie signifikant von den Frauen (Menschen mit einem weiblich-geschlechtsspezifischen körperlichen Geschlecht) unterscheiden. »Das Frausein und Mannsein als polare Identitätskonzepte zu verstehen, ist demnach sowohl empirisch als auch theologisch überholt. Frausein oder Mannsein sind ›Facetten eines Kontinuums‹ (...) mit großer schöpferischer Vielfalt und Diversität.«⁴⁰

5. Rekonstruktion von rational begründbaren, praxistauglichen Eigenschaftsgruppen

In einer vollständig emanzipierten Gesellschaft würde man die Menschen – wegen der geringen Zahl der geschlechtstypischen Eigenschaften – noch viel stärker als heute nach anderen Eigenschaften einteilen, die für den Alltag wichtiger sind. Solche Gruppeneinteilungen von Menschen ähnlicher Eigenschaften können dann durchaus auch einmal den klassischen Vorstellungen von »männlich« oder »weiblich« entsprechen, sind aber nicht an das körperliche Geschlecht (Sexus) gebunden, sondern können sich prin-

40 Karle: Mann, 257.

ziell bei jedem Menschen finden. Deshalb wäre der Gebrauch der Worte »männlich«/»weiblich« nicht mehr sinnvoll, denn sie sollten weiterhin für das körperliche Geschlecht verwendet werden. Solche sexus-unabhängigen Persönlichkeitsgruppen würden auch einer rationalen Prüfung standhalten.

Gruppen von Menschen mit gleicher Eigenschaft würden dann nicht durch das biologische Geschlecht konstituiert, sondern z.B. durch dieselbe Weltanschauung, dieselbe Religion, denselben Beruf, dasselbe (Lebens-)Interesse, dieselbe Lebenssituation. So könnten z.B. Queers aufgrund derselben Lebenssituation an folgenden Realitäten und Eigenschaften ihre spezifische Identität herausbilden:

- Queerspezifische Gestaltungsformen von Sex und Beziehung (z. B. vielleicht: größere Betonung des Körpers an sich und des Sexes in einer Beziehung als Chance und Einseitigkeit);
- Angezogensein durch einen Körper, der (wegen des gleichen Sexus an sich) dem eigenen ähnelt;⁴¹
- Lebensgestaltung in Freiheit und Unabhängigkeit von gesellschaftlichen Erwartungen und Rollenbildern.

Nun könnte man natürlich behaupten, das körperliche Geschlecht und die damit zusammenhängenden sexuellen Funktionen (wie z. B. Menstruation einerseits und Erektion, Pollution andererseits ...) seien wichtige identitätsbildende Eigenschaften auch ohne jede Korrelation mit Gender-Eigenschaften. Diese Behauptung würde aber sowohl von der für den Menschen entscheidenden geistigen Dimension als auch von den Verhaltenseigenschaften absehen oder das Körperliche ihnen gegenüber zumindest stark überbetonen und wäre damit eine extrem archaische, körperlich-materiell fixierte Sichtweise, die wir zum Beispiel auch im Rassismus finden, dem die gleiche körperliche Hautfarbe für das Zusammenhörigkeitsgefühl mit anderen Menschen wichtig ist. Dass andererseits die körperliche Dimension, das Materielle unabdingbar ist für eine vollständige Deutung der menschlichen Existenz (sofern sie dialektisch in eine Beziehung zum Geistig-Seelischen eingebunden ist), habe ich an anderer Stelle dargelegt.⁴²

41 Dies meine ich im Sinne einer starken Betonung von Gleichheit und Identität beim sexuellen Appetit. In diesem Sinne sind sich wieder Schwule und Lesben sehr nah, analog ähnlich und haben hier dieselbe Eigenschaft, auch wenn sie im konkreten Geschlechtsakt gerade nicht dieselben Körper begehren.

42 Siehe meinen Artikel: Was wäre die menschliche Seele ohne den schwulen Körper? Schwule Körperorientierung in der Dialektik von Leib Seele, in: WeSTh 13 (1/2007), 73–85.

6. Ausblick

Die reine Existenz von Schwulen und Lesben, die besonders stark das Vorurteil widerlegen, dass viele geschlechtstypische Eigenschaften existieren, noch viel stärker aber die Emanzipationsbemühungen – auch der Schwulen- und Lesbenbewegung der letzten Jahrzehnte – haben diese sexus-fixierte Einteilung der Menschen schon teilweise aufgelöst, aber eben erst teilweise, wie am »Lesbenfilm-Boycott« zu sehen war.

Damit diese befreiende Auflösung der sexus-fixierten Eigenschaftszuweisungen weiter voranschreitet, plädiere ich auch dafür, die »Werkstatt für schwule Theologie« in »Werkstatt für queere Theologie« umzubenennen, da ich meine, dass es relativ wenige männer- und frauen-, schwulen- und lebensspezifische Themen gibt, demgegenüber aber sehr viele gemeinsame Themen durch die Probleme und Diskriminierung als sexuelle Minderheit, die eine verbindende Eigenschaft aller Queers ist. Entsprechend sehe ich auch mehr Gemeinsamkeiten zwischen einem Schwulen und einer Lesbe als zwischen einem Schwulen und einem heterosexuellen Mann. Und in diesem Sinne will ich auch durch die Dekonstruktion einer irrational-patriarchalischen, zwanghaft-festlegenden Männlichkeitsidentität dafür werben, dass sich beim nächsten Filmfestival mehr Schwule einen Lesbenfilm und mehr Lesben einen Schwulenfilm anschauen.

Wolfgang Scheel, aufgewachsen in Berlin und Hannover; Studium Evangelische Theologie, Philosophie, Pädagogik und Latein schwerpunktmäßig in München, daneben auch in Göttingen und Tübingen; Studienaufenthalte in Israel, evangelischer Pfarrer in Bayern. Korrespondenz über die E-Mail-Adresse: machal7@aol.com.